

Zeitschrift: Beiträge zur nordischen Philologie

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Skandinavische Studien

Band: 38 (2005)

Artikel: Schwedische Privatprosa 1650-1710 : Sprach- und Textmuster von Frauen und Männern im Vergleich

Autor: Müller, Silvia

Kapitel: Schlusswort

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-858228>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schlusswort

Die Zielsetzung dieser Arbeit war es, ein historisches Textkorpus unter bestimmten sprachlichen bzw. stilistischen Aspekten zu analysieren. Die Korpuszusammenstellung, das methodische Vorgehen und die Gliederung der Arbeit sind in der Einleitung kurz skizziert und werden auf den folgenden Seiten nicht nochmals dargelegt. Auch für die Zusammenfassung der Ergebnisse wird auf die Kapitel 3.5–3.6 zurückverwiesen, um Wiederholungen zu vermeiden. Hier nun sollen wenige wichtige Resultate der Analysen rekapituliert und besonderes Gewicht auf methodologische Erwägungen gelegt werden.

Die gemeinsame Basis aller Textanalysen wurde zunächst mit einer quantitativen Untersuchung ausgewählter sprachlicher und inhaltlicher Merkmale gelegt. Es zeigte sich, dass einige der Sprachmerkmale, die in der älteren Forschungsliteratur als geeignete Indikatoren individuellen stilistischen Verhaltens galten, im hier untersuchten Korpus keinerlei Trennung zwischen den Texten erlauben, wenn sie nicht nur nummerisch erhoben, sondern die feststellbaren Frequenzschwankungen auch statistisch auf eine mögliche Zufälligkeit hin getestet werden. Diese Beobachtungen lassen vermuten, dass die hermeneutisch arbeitenden Stilforscher von ihrer „Intuition“ oft wohl leicht getäuscht wurden, so dass sie – durchaus vorhandene – Unterschiede überbewerteten. Die quantitativ und statistisch abgestützten unter den älteren Untersuchungen andererseits basierten möglicherweise auf zu wenigen Vergleichstexten, falls sie trotz systematischer Analyse auf solche Resultate gestossen waren – oder aber die Charakteristiken ihrer Textsammlungen wichen erheblich von der hier untersuchten ab. Die quantitative Erhebung hat mit den an diesem Korpus erfolglos getesteten tradierten „Stilindikatoren“ eine Ansicht bestätigt, die oft geäussert und oft vergessen wird: Dass kein Sprachmerkmal in allen Kontexten „stil“-unterscheidend sein kann. Eine adäquate Parameterauswahl muss von den Korpuseigenheiten ausgehen *und* auf sie Rücksicht nehmen – und steht damit vor dem Paradox, von Anfang an viel über die Dinge wissen zu müssen, die sich erst im Lauf der Untersuchung deutlicher herausstellen werden.

Angesichts dieser grundsätzlichen Schwierigkeit ist die Frage berechtigt, ob sich der ausserordentliche Arbeitsaufwand für die Datenerhebung und -aufbearbeitung, die statistische Bearbeitung und die graphische Darstellung lohnt. Für die Fragestellung der vorliegenden Untersuchung muss die Antwort ohne Einschränkung „Ja“ lauten. Nur auf der Grundlage der quantitativen Untersuchung konnte überhaupt eine objektive (im Sinne einer überprüfaren) Charakterisierung von sechzehn verschiedenen Textausschnitten geleistet werden, die auf siebenunddreissig verschiedenen Sprachparametern beruht.

Der deskriptive Nutzen dieser Vorgehensweise ist unbestreitbar. Durch die so gewonnenen Beobachtungen konnten in einem ersten Schritt die individuellen Textprofile definiert werden. Erst dank diesem Vorgehen konnten die vielen Einzeltexte hinsichtlich aller Untersuchungsaspekte korrekt und nachvollziehbar mit den Kontrolltexten verglichen werden. Die ergänzenden „qualitativen“ Beobachtungen und Interpretationen ihrer Eigenarten erfolgen anschliessend in der Gewissheit, dass es sich um gesicherte,

spezifische Eigenschaften des jeweiligen Textes handelt, die nicht ausschliesslich intuitiv erkannt wurden. Ein bedeutender Vorteil quantitativer Methoden ist, dass damit Intuitionen verifiziert oder widerlegt werden können.

Zum Anderen brachte aber auch die von der Statistik angebotene Möglichkeit der Hypothesenprüfung zusätzliche interessante Einsichten. Die Durchführung von logistischen Regressionen ermöglichte es, die sprachlichen Beobachtungen mit vier extralinguistischen Gesichtspunkten in Beziehung zu setzen. Die Frage lautete zunächst, ob die einzelnen beobachteten Sprachmerkmale typisch für die Texte der Frauen oder der Männer sind; analog dazu wurde überprüft, ob das Vorkommen der konkreten Sprachmerkmale mit den gewählten Textsorten, mit der Entstehungsperiode oder mit der sozialen Herkunft der Verfasser zusammenhängen könnten. Hier zeigte sich, dass siebzehn der insgesamt siebenunddreissig unterscheidungswirksamen Sprachmerkmale effektiv einen Zusammenhang mit der Geschlechtszugehörigkeit der Verfasser erkennen lassen, doch jeweils gleich viele unterscheiden zwischen den erzählenden und den protokollartigen Textsorten und zwischen den früheren und späteren Texten. Nur in neun Fällen scheint hingegen das Auftreten eines Sprachmerkmals mit dem Kriterium der sozialen Herkunft zusammenzuhängen.

Neunzehn der Sprachmerkmale sind sehr aufschlussreich, da sie mit nur einem der extralinguistischen Kriterien verbunden scheinen. Die anderen achtzehn Sprachmerkmale ermöglichen zwei oder sogar drei Schnitte durch das Korpus, indem sie gleichzeitig für die Gruppierung nach mehreren der genannten aussersprachlichen Kriterien herangezogen werden können. Dies legt den Schluss nahe, dass die starke Betonung singulärer aussersprachlicher Faktoren, wie sie in der Forschungsliteratur häufig anzutreffen ist, unter dem Einbezug alternativer Erklärungsmöglichkeiten und vor allem nach einer genauen Frequenzerhebung in grösseren Korpora meist nicht aufrechterhalten werden könnte.

Durch das Beharren auf signifikanten Unterschieden und auf der Überprüfung verschiedener extralinguistischer Gegebenheiten wird die Beschränktheit von ausschliesslich „qualitativ“ bzw. intuitiv erhobenen Befunden deutlich. Als Beispiel für spekulative Annahmen können noch einmal die untersuchten, „bewährten“ Sprachmerkmale gelten, da sie einzig aufgrund überliefelter Meinungen und Versuchsanordnungen oder auf intuitiver Basis überhaupt erhoben werden. Nach der quantitativen Überprüfung gaben die meisten von ihnen tatsächlich „Resultate“, doch die statistisch festgestellten Korrelationen mit extralinguistischen Faktoren wichen mehrmals von den Erwartungen ab. Das heisst für „qualitativ“ operierende Untersuchungen, dass selbst (oder erst recht!) wenn in ihnen wesentlich komplexere Merkmale untersucht werden als unsere „grob gerasterten“, sie ein viel grösseres Risiko eingehen, falsche Annahmen nicht zu erkennen, weil sie nicht über solche Testverfahren verfügen. Mehrfach wurde in dieser Untersuchung festgestellt, dass bereits die Operationalisierung offensichtlich auf falschen Vorannahmen abstützte, etwa bei der Erwartung, lange Teilsätze indizierten syntaktische Komplexität, was im vorliegenden Korpus nicht zutrifft. Qualitativ operierende Untersuchungen haben in diesen Fällen kein Instrumentarium zur Hand, um die Validität ihrer Annahmen für ihr spezifisches Untersuchungsmaterial reliabel, d.h. zuverlässig und reproduzierbar, zu überprüfen.

Eine unübersehbare Folge des methodischen Vorgehens manifestiert sich in einer gewissen Fragmenthaftigkeit und Unübersichtlichkeit mancher Ergebnisse, die nicht als Ausdruck eines methodischen Mangels gedeutet werden sollten, sondern im Gegenteil als Gewinn. Denn dieser Zugriff stellt an den Untersuchungsgegenstand eine Vielzahl "kleiner", konkreter Fragen und erhält darauf ebenso viele kurze und genaue Antworten – und mitunter eben auch widersprüchliche, die nicht mühelos in ein Erklärungsmodell integriert werden können und auch nach wiederholten Interpretationsversuchen wie rätselhafte Findlinge in der Kulturlandschaft der Interpretationen stehen. Möglicherweise wurde in einigen dieser Fälle die "Frage falsch gestellt", und die erhaltene Antwort bezieht sich auf einen anderen Sachverhalt – eine falsche Operationalisierung versperrt also die Interpretation. Vielleicht wurde aber auch die richtige Frage gestellt, und die Antwort entspricht einfach nicht den Erwartungen. Nicht-quantitativ operierende Arbeiten hingegen erwecken in der Regel einen in sich abgerundeten Eindruck, denn sie sind selten gezwungen, abweichende Fakten in ihre Interpretationen zu integrieren, weil sie sie nicht wahrnehmen müssen. Dem Erkenntnisgewinn dient dies nicht.

Beide methodischen Ansätze haben ihre Stärken, und das letzte Kapitel versucht sie in den Textanalysen und -wiedergaben gemeinsam zu nutzen. Vieles in dieser möglichen Synthese bleibt Ansatz, zuweilen folgen im Text die beiden Betrachtungsweisen etwas abrupt und unverbunden aufeinander. Aufgrund der umfangmässig bereits grossen Gewichtung der quantitativen Aspekte musste manches in diesem Stadium der Arbeit nun (zu) kurz ausfallen. Wenn von der Arbeit als Gesamtheit trotzdem Impulse für ähnliche Forschungsfragestellungen ausgehen könnten, wäre ihr Ziel erreicht.

